



# Feierstunden



\* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. \*

V. 247.

Freitag, den 21. Oktober 1904.

19. Jahrgang.

## Sklavenketten.

Roman nach Mrs. Alexander von J. Frick.

### Fortsetzung

Indem sie langsam ihren Weg versorgte, fiel ihr ein Mann auf, der an ihr vorüberging. Die breiten Achseln, der kurze Hals, die Art, wie er den Kopf hielt, alles berührte sie überrascht bekannt, und trotz der ausländischen Kleider, die er trug, trotz des entstellenden Hutes und der blauen Brille erkannte sie dennoch, als er plötzlich vor einem Laden stehen blieb, Blaf, ihren ehemaligen Geliebten.

Sie ging ruhig an ihm vorüber, fühlte aber, daß er ihr folgte. Die Größe der Gefahr indeß stahlte ihre Kraft. Blaf hatte keinerlei Beweise gegen sie und Mr. Ueland würde einzig ihr glauben. Warum also fliehen? Was hatte sie zu befürchten? Auch war ihre Stellung es werth, daß sie darum kämpfte. Ihre ganze Zukunft hing eben von ihrer Klugheit ab. Sie konnte den Feind getrost herausfordern; sie mußte ihm nur mutig begegnen. Von diesem Entschluß befehlt, trat sie, wie sie beabsichtigt hatte, in eine Konditorei ein und bestellte sich Thee. Ihre Voraussetzung sollte sich erfüllen. Ehe die bestellte Erfrischung gebracht wurde, trat ihr Verfolger ebenfalls in das Lokal ein und fragte sie um die Erlaubnis, sich an ihren Tisch setzen zu dürfen. Sie nickte ausdrückend. Jeder Zweifel war jetzt ausgegeschlossen. Es war Blaf und kein anderer.

„Ich muß dich sprechen können,“ raunte er ihr zu, nachdem er ebenfalls seine Bestellung erhalten hatte. „Ich wage viel, um dich zu sehen; schreiben könnte ich dir nicht!“

„Ich habe durchaus keine Veranlassung, mit Ihnen zu verhandeln,“ erwiderte Mrs. Ueland im Tone gewöhnlicher Unterhaltung. „Sie verpflichteten sich, mich nie mehr zu belästigen, und einzig dieses Versprechen Ihrerseits bewog mich, um Sie mit Geld versehen zu können, zu einem verzweifelten Schritt meine Zuflucht zu nehmen!“

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse.

„Das Unglück läßt mir keine andere Wahl,“ versetzte er bissig scharf. „Nebenbei habe ich gute Nachrichten für dich, Judith — Nachrichten über etwas, wobei du meiner Hilfe bedarfst!“

„Sie können mir in nichts helfen,“ wies sie ihn hochfahrend zurück. „Ich vermuthe, daß es lediglich die eigennützigsten Motive sind, welche Sie meine Sicherheit aufs Spiel setzen lassen — trotz Ihres Manneswortes. Sie brauchen Geld?“

Ihr wegwerfender Ton berührte ihn scheinbar gar nicht.

„So ist es,“ versetzte er lippniedigend. „Hier aber können wir nicht reden. Wenn du meinen Thee getrunken hast, will ich hinausgehen und einen Wagen nehmen. Wir können längs des Damms auf und ab fahren, bis wir miteinander einig sind!“

Mrs. Ueland erschauderte unter seinen letzten Worten! dennoch widersprach sie ihm nicht.

„Ich preise das Glück, das ich dich hier traf,“ fuhr er fort. „Weißt du, was mich in diese Gegend führte? Ich las in der Zeitung, daß ein Mann, Namens Brand, sich im Charing-Cross-Hotel mittels Chloroform fast getötet hätte; diesen Mr. Brand wollte ich aufsuchen; wenn er der alte Freund von Philipp Cranston ist, so könnte er uns nützen. Ich traf ihn leider nicht; er soll verreist sein; ich habe aber seine Adresse.“

### Nachdruck verboten.

Das von ihm angeschlagene Thema verwirrte sie; sie durste sich jedoch nicht vor ihm verrathen; sie mußte Zeit gewinnen, sich zu fassen.

„Sprechen Sie nicht mehr zu mir, bis wir allein sind,“ unterbrach sie ihn fast hart.

„Das kann rasch genug geschehen, wenn du mir folgen willst,“ gab er ihr zur Antwort, indem er sich erhob. „Ich erwarte dich!“ Und ihr zumindest verließ er das Lokal.

Sie sah ihm starr nach; so mußte sie einzig darauf sinnen, die Situation auszunehmen. Es war unzweifelhaft, daß er nicht wußte, wer Brand war, während Philipp ihn erkannt hatte. Das mußte ihr zugute kommen.

Mit der ihr eigenen Sicherheit sich erhebend, verließ sie gleichfalls das Lokal und trat ins Freie hinaus. In kurzer Entfernung hielt eine Mietkutsche, an deren Schlag Blaf stand. Jeder Versuch, sich ihm zu entziehen, wäre Wahnsinn, Selbstverrath gewesen; so machte sie aus der Notth eine Tugend und schritt auf den Wagen zu, in welchem Blaf neben ihr Platz nahm. Das Gefährt setzte sich in Bewegung.

„Zuerst eine gute Neuigkeit,“ ergriff ihr aufgedrungenener Begleiter das Wort. „Der Enkel des alten Cranston-Maynard ist vor etwa drei Wochen gestorben; dein Sohn Dick ist also der nächste Erbe.“

Sie zuckte mit einer Wimper.

„Das weiß ich,“ versetzte sie kühl.

„Dann weißt du aber sicher nicht, daß die Besitzung zehn- bis zwölftausend Pfund jährlich abwirft?“ rief er mit Nachdruck. „Du könneßt sonst nicht so gleichgültig daschen als rönnne Fischblut in deinen Adern. Ich sage und wiederhole dir: Dick, — dein Sohn Dick ist der Erbe von dem allen! Elektrisiert dich das denn gar nicht? Du weißt unbedingt, wo Dick ist. Rufe ihn zu dir, theile ihm die Aussichten mit, die seiner harren, und vor allem: verlöhn dich mit ihm! Du hättest es nie und nimmer zum Bruch kommen lassen sollen! Nie tadelte ich etwas mehr als diese Unklugheit!“

„Wirklich!“ Das Wort klang scharf, bitter. „Tadeln Sie mich auch noch, wenn ich Ihnen sage, daß es der einzige Weg war, der mir blieb, um das Geld, dessen Sie zu Ihrer Flucht benötigten, zu beschaffen?“

„Ich würde es thun, wenn es noch zu anderen wäre,“ versetzte er hastig. „Verlieren wir aber keine Zeit. Erkläre also Dick alles gib ihm zu verstehen, daß du und er mir vielen Dank schuldig seid. Auf das Testament gestützt, kann er Geld in Menge erhalten, und ich brauche Geld. Es ist der einzige Zweck, der mich meine Sicherheit aufs Spiel setzen und hierher kommen ließ!“

Mrs. Ueland atmete tief und schwer; sie hatte ihn richtig tagtirrt.

„So ist das alles, was Sie mir zu sagen haben und weshalb Sie mich veranlaßten, diese Wagenfahrt mit Ihnen zu machen, unbekümmert, ob Sie mich dadurch kompromittierten?“ fragte sie schneidend kalt.

was unangenehme machen, das ihm eigen war, verzerrte wieder seine Bücke.

„Alles, ja,“ antwortete er ihr, „und mir ist das gerade genug, denn ich besaß kaum einen Penny mehr — und dachte schon an den verzweifelten Alt, Mr. Ucland's Unterschrift nachzuahmen, um mein Leben zu fristen. Da glücklicherweise begegnete ich dir, Judith!“ Und seine leden, schwarzen Augen sahen sie teuflisch an.

Sie erbebte und antwortete ihm nicht sofort; ihre Gedanken wanderten zu dem Manne, den sie beinahe ermordet hätte. Er einzig konnte sie vor Blaf schützen. Sie musste versuchen, den Schurken hinzuhalten, um sich an Philipp wenden zu können.

„Was Geld anbelangt“, sagte sie im gleichmütigen Ton, „so habe ich nur fünf Pfund und etwas Silber bei mir. Ich gebe Ihnen die fünf Pfund und werde Ihnen übermorgen meinen Entschluß mittheilen. Wo sind Sie zu treffen?“

Sie täuschte ihn vollkommen.

„Heut sprichst du wieder wie die vernünftige Frau, die du immer warst“, grinste er sich an. „Gib mir das Geld. Hoffentlich sind es keine Banknoten?“

„Nein!“ Ihre Stimme war hart wie das Metall, welches sie ihm reichte. Er betrachtete es gierig und ließ es in seine Westentasche verschwinden.

„Nun wegen der Zusammenkunft,“ sprach er eilig. „In der Wilmington-Straße liegt der Unter-Inn. Dort erwarte ich dich. Welche Stunde: übermorgen bestimmt du zu deinem Kommen?“

Mrs. Ucland that, als ob sie ernstlich überlege.

„Ich fürchte, ich kann nicht eher, als um 2 Uhr dort sein!“ sagte sie dann.

„Das paßt mir vorzüglich“, erwiderte Blaf, unverkennbar gut gelaunt. „Es müßte sonderbar zugehen, wenn zwei Genies, wie wir es sind, nicht etwas Gescheites herausstipeln würden. Ich habe eine bestimmte Idee, möchte aber vor allem erst die deine hören. Du hattest von jehor einen sindigen Kopf. Vielleicht weißt du noch etwas Besseres als ich!“

Sie nickte, wie gedankenverunken und mit einem sonderbaren Lächeln.

„Wir haben jetzt wohl alles besprochen?“ sagte sie. „Dann, bitte, lassen Sie den Kutscher halten.“

Er argwohnte auch nicht das Geringste und erhob sich, um dem Kutscher das gewünschte Signal zu geben. Dabei beugte er sich noch einmal Mrs. Ucland zu.

„Denke an mehr Geld, Judith“, räunte er ihr zu. „Ich verlange nicht viel. Zwanzig Pfund genügen, bis Dick mehr schaffen kann. Und komme jedenfalls; ich habe nichts mehr zu verlieren!“

Mrs. Ucland erwiederte kein Wort; sie war fast am Ende ihrer Kraft angelangt. Aber Schwäche wäre jetzt Sichselbstpreisgeben gewesen.

Mit der Hoheit und der Mene einer Königin verließ sie den Elenden, den sie doch mehr fürchtete, als sie sich selbst einzugestehen wagte. Der Mann, auf dessen Verderben sie vor kurzem gesonnen hatte, er war jetzt ihre einzige Hoffnung und Zuflucht. Philipp, — ihr schmählich betrogener und längst todt geglaubter Gatte, er allein konnte sie retten vor dem Unheil, das ihrer von einem Menschen drohte, der von je her der Dämon ihres Lebens gewesen war. Sie hatte ihn tödten wollen; sie konnte es sich nicht verhehlen; zuflat hatte die Absicht in ihr bestanden. Wenn er wie durch ein Wunder gerettet worden wäre, um sie selbst von einem Schurken freizumachen, gegen den sie sich machtlos fühlte, weil derselbe sie nur zu sehr ganz und gar in seiner Gewalt hatte! Aber hatte sie von Philipp weniger zu fürchten? Konnte er nicht mehr als Blaf das Verderben auf sie herabbeschwören? Nein, nicht mehr. Philipp war edel, gut. Blaf aber war ein Schurke und er schredete vor nichts zurück, wenn es sein eigenes Ich galt. Wie, wenn sie beide gegeneinander ausspielte! Wenn sie Philipp zu Brand schidte! Wenn sie einen dem anderen gegenüberstellte, um sich selbst zu beschützen!

Mit zitternder Hand griff sie, heimgelangt, nach der Feder und warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier; dieselben bestellten den Empänger auf den zweitfolgenden Tag nach dem Unter-Inn in der Wilmingtonstraße; die Adresse, welche sie dem Billett gab, war die von Brand im Charing-Croß-Hotel hinterlassene.

Wie ein zündender Funke war ein Gedanke ihr in die Seele gefallen, ein höllischer Gedanke.

„Er hat nichts mehr zu verlieren!“ sprach sie vor sich hin und ihre Lippen waren farblos, während sie das Koubert versiegelte. „Auch ich nicht!“ fügte sie flüsternd, schaudernd hinzu und in ihren Augen loderte es unheilvoll. „Es ist ein Banque-Spiel, aber es soll mir glücken, — es soll mir glücken!“

### Durchschaut.

Marjory verstrichen die Tage, wie ein schwerer Traum, dem ein Erwachen folgen mußte, — welches, sie wußte es nicht, aber jedenfalls ein Erwachen, an das sie nicht zu denken wagte. In der Verwirrung ihres Herzens hatte sie einem Menschen sich und ihr Leben in die Hände gegeben, den sie nie und nimmer lieben konnte, — nie mehr erst gar, seit sie wußte, was echte Liebe heißt, — und an den sie doch geschmiedet war mit freilich unsichtbaren Ketten, wie der Galeerensträfling an seinen Leidensgefährten.

Ein Brief Mr. Charteret's sollte ihr diese sich selbst angelegten Fesseln jährlbarer machen, denn irgend etwas.

Nachdem sie über alles mögliche geplaudert, schrieb ihr die Dame zum Schluß: „Mr. Ellis wird einige Tage bei Sir Wildred Trumhington nahe bei Dorkborough zubringen. Er versprach mir, dich zu besuchen und ein kleines Geschenk von mir in deine Hände zu legen.“

Marjory durchrieselte es unter dem Einfluß dieser Mitteilung wie ein Frösteln. Nichts hatte ihr entfernt gelegen als ein Kommen Ellis, und jede Stunde jetzt sollte sie ihn erwarten müssen, sollte er kommen können, um sie aufs neue zu quälen! Wie mit einer lethargie umfang sie der Gedanke.

Die Zeit das Georg zu Tisch kommen mußte, rückte heran, sie hatte alles bereit und durchaus eben den Brief der Tante nochmals, als auf einmal die Thür geöffnet ward und Mrs. Stodes meldete:

„Es ist jemand da, der Sie zu sprechen wünscht.“

Die Marjory antworten konnte, stand Ellis vor ihr.

„Ah, sobald hast du mich wohl nicht erwartet?“ begrüßte er sie. „Du verhehlst es mir nicht, daß du über meinen Besuch nicht allzufröhlich erfreut bist!“

Seine Worte gaben ihr die Selbstbeherrschung zurück, welche tatsächlich sie zu verlassen droht hatte.

„Es wäre Henchelie, wollte ich sagen, daß ich mich über Ihren Besuch freue, Mr. Ellis,“ sagte sie mit Festigkeit, wenn auch ihre Stimme noch leicht vibrierte. „Sie wissen es nur zu wohl, daß es nicht anders sein kann —“

Sein Blick, der sich mit brennender Gluth in den ihren versenkte, verrichtete ihr nur zu deutlich, daß seine Leidenschaft für sie in nichts an Kraft verloren hatte.

„Ich weiß es nur zu wohl, ja,“ sprach er ihr nach. „Es ist Krieg zwischen uns, aber selbst im bittersten Kampf gibt es Waffenstillstand. Wenn ich nun eine weiße Fahne brächte!“

Er nahm ihre Hand in die seine. Marjory litt es mit Widerstreben. Ihm entging es nicht. Mit einem Ausdruck der alles, nur nichts Gutes verrieth, trat er von ihr zurück. Aus seiner Brusttasche ein kleines Päckchen hervorziehend, sprach er, dasselbe ihr reichend, in völlig verändertem Tone:

„Mrs. Charteret beauftragte mich, dir das zu geben. Willst du es nicht öffnen?“

„Ich kann warten“, entgegnete Marjory, nur einzig bestrebt ihm nicht zu verrathen, welchen gewaltigen Eindruck seine Geigenwart auf sie ausübte. Sie hatte ihn tatsächlich nicht so bald erwartet. Sein schon jetzige Kommen überraschte sie aufs höchste und sie hatte all ihre Seelenstärke nötig, ihm gegenüber keine Schwäche zu zeigen.

Er sah es, aber er zeigte es durch nichts als durch ein falsches Lächeln, welches sich über sein Gesicht stahl.

„Deine Umgebung trägt nicht eben das Gepräge eines Palastes“, sagte er mit leisem Spott. „Auch du selbst bist nicht mehr die Frühere. Es ist eine Veränderung mit dir vorgegangen, meine süße Marjory, eine Veränderung, welche ich nicht verstehe.“

„So bemühen Sie sich deshalb nicht!“ antwortete sie ihm mit einer unerwarteten Überlegenheit. „Ich bin sehr glücklich in den Verhältnissen, in denen ich lebe, — glücklicher als ich es je zuvor war.“

„Aber gewiß nicht, wie du es hättest sein können, wenn du mir gefolgt wärest!“ versetzte er mit Eifer, sie mit seinen Augen verschlingend. „Ein eigenes Haus in Paris, Theater, Museen, Gesellschaften — — —“

Fortsetzung folgt.

Tel. 4306. Photographie C. H. Schiffer, Launusstr. 4



## Denkspruch.

Was in dem Herzen anderer von uns lebt,  
Ist unser wahrstes und tieftes Selbst.

Herder.



## Der Gänsekönig.

Eine Kleinstadtgeschichte von Alfred Semperau.

(Nachdruck verboten.)

Der Steuerrat Warnow fuhr sich hastig durch seinen Schnurrbart und sagte dann gelassen zu seiner Frau: „Ich geh nicht drauf ein. Ich lass sie kommen.“ Er schlug auf das Blatt, das er in der Hand hielt: „Fünfzehn Groschen das Stück ist zu wenig, viel zu wenig. Da kriege ich hier mindestens 'ne Mark mehr. Ich lass sie kommen.“

„Du willst ja nie auf mich hören, Warnow, Du wirst's schon noch bereuen.“

„Bereuen! Was denn? Soll ich etwa das Viehzeug da so billig verkaufen? Nein, Anna, was man erbt, soll man in Ehren halten oder — vielmehr, wenn's schon kein bar Geld ist, geschickt und überlegt zu Geld machen — zu möglichst viel Geld.“

„Wenn wir das gehabt hätten, Warnow, kein bar Geld und nur zweihundert Gänse. Es ist wie Spott. Was sollen Stadtleute mit so viel Gänzen? Dein Onkel, der uns das antut, lacht noch unter dem Leichenstein über den Spaß.“

„Zum Teufel auch, soll er lachen, die Gänse lass 'ich doch kommen. Ich verlier' mindestens zweihundert Mark, wenn ich sie da verkaufen lasse. Meine Pension ist nicht so groß, als daß ich mir das an der Nase vorbeigehen lassen könnte.“

„Aber Warnow, wo willst Du mit den Gänzen hin? In den Stuben ist doch kein Platz.“

Der Steuerrat wollte auffahren, bezwang sich aber: „Ich sperr' sie in die Ställe.“

„Was das nur Miete kostet, Warnow.“

Der Steuerrat riss sich am Schnurrbart: „Wer nicht wagt, gewinnt nicht, Anna. Ich lass sie doch kommen.“

Und er schrieb an den Rechtsanwalt, der ihm mitgeteilt hatte, daß ihm vom Erbe seines Onkels Ramberg, Gutsbesitzers von Gollnow, zweihundert Gänse zugefallen seien, und ihn angefragt hatte, ob er sie dort verkaufen wolle.

Drei Tage später erhielt Warnow die Nachricht, daß auf dem Bahnhof seiner das Erbe harrte. Die Freude über die glückliche Ankunft wurde gedämpft durch die Mitteilung der nicht geringen Rechnung für Futter und Transport.

Als Warnow vor den Waggons stand, welche die Gänse beherbergten, wurde er wieder vergnügt: er bedachte den Gewinn, der ihm fraglos erwüchse.

Er mußte sich natürlich Treiber nehmen, er allein, wenn er auch aus Vorsicht die Uniform nicht angelegt, wäre mit den zweihundert nicht fertig geworden.

Der Zug setzte sich zur Freude aller Umwohner in Bewegung: die Gänse in breiten, beweglichen Scharen, an deren Seiten die Treiber mit langen Gerten; Warnow am Ende des Zuges hatte auf Gänse und Treiber ein wachsames Auge.

Der Gänsezug nahm den Weg durch wenig befahrene und vom Verkehr kaum berührte Straßen. Trotzdem ging's nicht ohne Störungen.

Ein junger Staatsbürger begann Grasbüschel unter die Gänse zu werfen, die danach suchten und in schnatternden Gruppen stehen blieben. Ein anderer nahm seinen Weg quer durch den Zug, indem er die Gänse links und rechts mit lautem Halloh in die Flucht trieb. Die Treiber, die Ordnung schaffen wollten, vergrößerten die Verwirrung, und Warnow, der mit geschwungenem Stock die Störenfriede fortjagen wollte, trieb nur flüchtende, schreiende Gänse vor sich her.

Endlich ging der Zug in leidlicher Ordnung weiter unter dem Geleite freundlicher Straßenjungens, die von Zeit zu

Zeit den Steuerrat, der finster den Zug beschloß, ansprechen: „Immer feste drauf los.“ Ein jugendlicher Begleiter stieß plötzlich den Nebenmann kräftig in die Seite: „Guck doch mal den Gänsekönig, wie der glubscht.“ Nun schreien die anderen, von dem Anblick der vielen Gänse überwältigt, auch: „Och je, der Gänsekönig.“

Warnow umklammerte den Stock fest, er hätte am liebsten auf die Jungen losgeschlagen, wenn er nicht wieder eine Verwirrung des Zuges gefürchtet hätte. Er biß die Zähne aufeinander und tat sie erst auf, um einem Schuhmann Vorschub zu geben, der ihn nach Namen und Wohnung fragte.

Am Winselstor wurde wieder alle Ordnung zu nichts. Drei Wagen in eilendem Trabe bogen in die Straße ein, aus der sich der Gänsezug langsam und schnatternd herauswand. Die Gänse flüchteten mit lautem Geschrei, die Treiber drückten sich an die Mauern, die Jungen ließen mit den Gänzen um die Wette, Warnow flüchtete hinter den Wagen her. Jetzt kam ihm zum erstenmal der Gedanke: Hätt' ich das Viehzeug doch dort verlaufen!

Die Sonne stand in der Mittagshöhe an dem wolkenlosen Junitihimmel und sandte ihre goldenen Strahlen wie glühende Pfeile hinab auf die Erde.

Die Bäume ragten unbeweglich empor, kein Windhauch setzte die tiefgrünen Blätter in zitternde, schauelnde Bewegung.

Dem Steuerrat ließen helle Tropfen von der Stirn und den Schläfen herab, die Treiber hatten die Jaden abgezogen und gingen in Hemdsärmeln, die Gänse hatten sich heiser geschnattert und suchten ihren Durst aus halbvertrockneten Pfützen zu löschen, die Jungen gingen barfuß und veranstalteten durch Auseinanderschlagen ihrer Holzpantoffeln eine musikalische Unterhaltung, die indianischem Kriegslärm glich.

Als Warnow endlich im Schatten seines Hauses verschwinden konnte und durch die Stalle ging, wo die Gänse eingesperrt wurden, ward ihm leichter zu Mute. Als der Holz- und Pferdestall nicht genügten, jagte er den Rest der Gänse in die Waschläche.

Er lohnte die Treiber ab, und widerwillig zerstreute sich auch endlich die Jugend, die den Zug so treu geleitet hatte, doch ehe sie ging, schrie einer: „Hoch der Gänsekönig!“ Und wenn die anderen Hausgenossen nicht bereits durch das tolle Geschnatter, das die Ruhe der Straße störte, und den lärmenden Zug an die Fenster gelockt worden wären, dies Hoch, das von zwanzig lauten Schreien dem alten Steuerrat dargebracht wurde, hätte es zuwege gebracht.

Als die Straße nach dem letzten Hoch ruhig geworden war und man nur noch vom Hause das ununterbrochene Schnattern der Gänse hörte, setzte sich Warnow in seinen Lehnsstuhl zurück, strich sich den Schnurrbart und sagte zufrieden: „Nun sind sie da, Anna!“

„Wüßte ich's nicht, dann hätte ich's jetzt. Ach, Warnow, daß Du nicht klüger bist!“

„Dummheit — wir kriegen ein schönes Geld.“

Er sah nicht, daß seine Frau bebenlich den Kopf schüttelte, er rechnete.

„Bergisch nicht die Miete für die Ställe und die Waschläche, Warnow, und dann kommt das Futter dazu.“

„Bis heute sind's dreizehn Taler.“

„Ich glaube, Warnow, das wird ein teures Erbe.“

Der Steuerrat sagte nichts, mietete die Ställe und sorgte für Futter. Als er zurückkam, sagte er: „Wenn wir sie nubbeln, gäb's noch mehr Geld.“

„Ich will's versuchen, Warnow,“ sagte die Mätin.

So hatten denn beide ihre Beschäftigung. Das Nubbeln der zwanzig konnte die Mätin wohl allein besorgen, aber Warnow nicht die Reinigung. Er nahm sich Hilfe: was ist ein Mann für zweihundert Gänse?

Der Steuerrat hatte den Schuhmann, den er auf seinem Zuge getroffen, längst vergessen; da erinnerte ihn daran ein Strafmandat wegen öffentlichen Viehtriebens, murrend zahlte er die Buße.

Nach acht Tagen bestete Warnow neben den Torsflügeln einen Zettel an, der in weit sichtbaren Buchstaben ausagierte: „Hier Gänseverlauf.“ Bald darauf erhielt er ein

Strafmandat wegen Handelns ohne Gewerbeschein. Wär hatte Warnow noch keinen Käufer gefunden, doch mußte er das Strafgeld zahlen.

Er hatte sich ein Büchlein angelegt, worin er eintrug, was ihn die Gänse kosteten. Die Posten wurden täglich länger. Er dachte jetzt öfter: „Hätt' ich sie doch gleich dort verkauft.“

Die Hausbewohner beschwerten sich über die nächtliche Ruhestörung. Das Schnattern und Schreien der Gänse jagte den Schlaf von allen Lidern. Die Hausbewohner empörten sich gegen den Wirt wegen der Entweihung und Entziehung der Waschlüche.

Der Wirt kündigte dem Steuerrat die Ställe und Waschlüche: Die Anhäufung so vielen Getiers in so engen Räumen sei schädlich auch für die Menschen, und die Luft werde durch die Ausdünstung der Tiere nicht reiner.

So waren also die Gänse in vierzehn Tagen obdachlos.

Der Steuerrat hätte sie wohl verkaufen können, fünfzehn Groschen das Stück. Er wollte sich aber keine Blöße geben vor seiner Frau, und behielt die Zweihundert, aber mürbe hatten sie ihn schon gemacht.

„Lieber eß' ich sie selbst, ehe ich sie verschleudere,“ sagte Warnow.

„Aber doch nicht alle,“ wandte die Rätin ein.

„Alle,“ sagte Warnow ärgerlich.

Und er machte den Gedanken zur Tat.

Es wurden Gänse geschlachtet, fast täglich, und Steuerrat aßen nur noch Gänse: gebraten, geräuchert, gepökelte, in Schwarzsauer, in Weißsauer, Gänselein, Gänseleber.

Zehn Tage aßen sie nur Gänsernes, am elften schüttelte sich die Steuerrätin: „Ich kann nicht mehr.“

Warnow legte verdüstert Messer und Gabel auf seinem vollen Teller zusammen: „Ich auch nicht.“

An diesem Tage lebte die ganze Strafe von dem Vor- rat Gänsefleisch, den Steuerrats noch hatten.

Am anderen Morgen sah Warnow, als er durch die Ställe ging, einige Gänse sonderbare Bewegungen machen; sie zählten zu den zwanzig Ausgewählten, die genubelt wurden. Am Nachmittag waren sie tot. In drei Tagen verlor Warnow vierzig Stück.

Er ließ sie heimlich fortbringen, sagte auch seiner Frau nichts, aber abends ging er aus.

Er lächelte, als er heim kam. Er hatte die Gänse ver- kaust, doch endlich, zu fünfzehn Groschen das Stück.

Wieder, wie vor Wochen, bewegte sich der Bug durchs Tor, diesmal hinaus auf die Straße, und die Dämmerung verschlang ihn bald.

Die Steuerrätin wunderte sich, daß außer den geschlach- teten noch vierzig Gänse fehlten.

Warnow sagte nur: „Läßt, ich erzähl's Dir noch.“

In dieser Nacht schlief das ganze Haus wieder un- gestört, nur der Steuerrat fuhr gegen Morgen aus einem schweren Traum.

„Die verfluchten Bengels,“ schrie er und holte mit der Hand aus, wie um dreinzuschlagen.

„Was ist denn, Warnow?“

„Gänselförmig haben sie geschrieen.“

Die Rätin bewahrte ihren Ernst: „Du bist sie nun ja los.“

„Die Gänse, ja — mit Schaden,“ seufzte er, „den Namen nicht.“

„Ach, schlaf' nur.“ Murrend legte er sich auf die andere Seite. Die Rätin strich über seine Hand und lächelte: „Schlaf' nur — Gänselförmig!“



### Das Battistataschentuch.

„Puh,“ sagte der Mann im graugesprankelten Sommeranzug zu seinem Bekannten, als sie des Morgens im Omnibus zum Geschäft fuhren. „Meine Frau ist die ordnungsliebende, sorgfältige und reinliche Frau, die Sie jemals gesehen haben. Es ist geradezu lächerlich, wie unordentlich manche Frau den Haushalt führt. Da sollten Sie nur mal sehen, wie meine Frau auf Ordnung im Hause hält.“

„Das ist alles recht schön und in der Theorie klingt das

ganz hübsch,“ antwortete sein Bekannter. „Aber im praktischen Leben kommt es oft anders und auch die ordentlichste und beste Hausfrau kann mal mit ihren Arbeitern im Rückstand sein.“

„Meine Frau nie. Das geht bei ihr alles seinen geregelten Gang. Immer wie am Schnürchen.“

„Das ist freilich alles Mögliche,“ gab der Bekannte zu. „Wie lange sind Sie denn schon verheiratet?“

„Zehn Jahre. Und ich habe noch nie einen Aerger mit ihr gehabt. Sie stellt immer jeden Gegenstand an seinen richtigen Platz und man weiß immer ganz genau, wo man eine Sache zu suchen hat. Ich bin zum Beispiel heute morgen, es war noch dunkel, an den Wäscheschrank gegangen und habe mir, ohne weiter nachzusehen, ein Taschentuch genommen und eingesteckt. Ja, meine Herren, so gewiß wie zweimal zwei vier ist, so sicher weiß ich, ohne es angesehen zu haben, daß ich eins von meinen guten Battistataschentüchern genommen habe, die in der einen Ecke deutlich meine Initialen eingestickt haben. Sehen Sie her.“ Damit griff der Mann der ordnungsliebenden Hausfrau in seine Tasche, holte das Battistataschentuch heraus und entfaltete vor den Augen der belustigten Mitfahrer — eine framemachtmütze mit zwei langen weißen Bändern.

Halstaff.



**Abgefertigt.** Der bekannte Humorist Saphir war im gewöhnlichen Leben eine unangenehme und zänkische Persönlichkeit. Trotz seiner abschreckenden Hägigkeit war er eitel, besonders aber auf vornehme Bekanntschaften, mit denen er oft höchst prahlreich prunkte. Oberst von Corvin berichtet über ihn in seinen „Erinnerungen“ ein nettes Erlebnis, dessen Schauplatz Leipzig war, wohin Saphir in den vierzig Jahren als öffentlicher Vorleser gekommen. Eines Tages erzählte der Wiener Humorist wie gewöhnlich, so ein passant, verschiedene Geschichten, um zu zeigen, auf welch vertraulichem Fuße er mit einigen der ersten österreichischen Aristokraten steh. Unter anderem führte er eine Unterredung mit dem Grafen Sandor an, die letzterer in folgender Weise begonnen haben sollte: „Sag einmal, Saphir, hast Du nicht gehört . . . ?“ — „Wie?“ rief Herr vonn Corvin mit angenommenem Erstaunen dazwischen, „Sie dulden, daß der Graf Sie wie einen Bedienten mit Du anredet?“ Saphir sah den Spötter groß an, fand es jedoch für gut, die Pille schweigend zu verschlucken.



**Die Schlapulver.** Doktor: „Ich sehe schon, was Ihnen fehlt. Sie leiden an Schlaflosigkeit. So, lassen Sie sich diese Schlapulver machen.“

Doktor (am nächsten Tage): „Guten Morgen! Na, heute sehen Sie schon viel besser aus. Haben Sie gut geschlafen?“

Lehmann: „Wie ein Murmeltier. Ich fühle mich wie neu geboren.“

Doktor: „Wieviele Schlapulver haben Sie genommen?“

Lehmann (erstaunt): „Ich? Gar keins. Ich habe dem Baby zwei eingegeben.“

**Tit-Bits.**

**Die Drohung der Tante.** Mutter (nach Hause kommend): „Aber Fritschen, Du zankst mit Deiner kleinen Schwester?“

Fritschen (mürrisch): „Da ist Tante Klara Schuld daran.“

Tante Klara: „Aber Fritschen! Wie kommst Du nur so was erzählen. Ich hab' Dir gesagt, wenn Du mit Elschen zankst, würde ich Dir nie wieder einen Kuss geben.“

Fritschen (noch mürrischer): „Nun ja, eben deshalb habe ich ja mit ihr gezankt.“

**Schut.**